

Paul Parin

Wir und die unheimlichen anderen

Roland Eckert hat ein Buch mit zwölf Aufsätzen – von achtzehn AutorInnen, unter denen er selbst fünfmal figuriert – herausgegeben. Anlass dazu sind «Fremdenfeindlichkeit und ethnische Konflikte», die eine «Herausforderung für die Sozialwissenschaften» bilden und die nach verschiedenen Methoden analysiert werden. Den AutorInnen ist eines gemeinsam: Sie sind alle dagegen, dass jener «Volksgeist» wiederkehrt, der in der Einleitung mit einem Zitat aus Hitlers «Mein Kampf» umschrieben ist: «Das Volk sieht zu allen Zeiten im rücksichtslosen Angriff auf einen Widersacher den Beweis des eigenen Rechtes, und es empfindet Verzicht auf die Vernichtung des anderen als Unsicherheit in Bezug auf das eigene Recht.»

Jeder der Aufsätze behandelt wieder ein anderes Phänomen und wählt eine andere Methode der Untersuchung. Das macht die Besprechung des Buches nicht eben leicht; man müsste auf jeden der Beiträge gesondert eingehen. Doch ist den AutorInnen noch etwas gemeinsam: Ihre Untersuchungen halten sich an die Methoden und Theorien der heutigen deutschen Soziologie, angereichert durch Begriffe der amerikanischen Ethnologie, die etwa seit den Schriften von Melvin J. Hertzskovitz («Cultural Anthropology», 1955) immer wieder Fremdheit, Ausgrenzung, Ethnozentrismus thematisiert hat. Die strikte Beschränkung auf bestimmte Sozialwissenschaften verleiht dem Buch zwar die Bedeutung eines Nachschlagewerkes, etwa: Was sagen die Soziologen dazu? Sie schliesst aber zwei Faktoren aus, in denen nach Ansicht des Rezensenten gültigere Antworten auf die Fragen nach den Ursachen der gefürchteten Wiederkehr des Volksgeistes zu finden und bessere Vorschläge für Gegenmassnahmen zu machen wären.

MISSACHTETE UNBEWUSSTE PROZESSE

Die Makrosozietät, das heisst die grosse Politik, wird zwar immer wieder am Rande erwähnt; wie sie aber auf den Volksgeist einwirkt, so dass Rassenhass und Gewalttätigkeit entstehen, kann soziologisch nicht bestimmt werden. Der Ausschluss jeder «Tiefenpsychologie» ergibt sich aus den Methoden der Soziologie, die zwar Meinungen, Stereotype, Bewusstseinsinhalte analysiert, es sich aber versagen muss, unbewusste Haltungen und die unbewusste Motivierung politischen und sozialen Handelns zu erforschen. Die «gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit» (Mario Erdheim), die in erster Linie von den politischen Machtzentren betrieben wird und die in alle Bereiche und ganz besonders in jene Phänomene des politischen Handelns eingreift, die wir als irrational bezeichnen müssen, fällt ausser Betracht.

«Naturgemäss», hätte Thomas Bernhard geschrieben, kann diese Soziologie auf die zwei wichtigsten Fragen, die sich ihr als «Herausforderung» stellen, keine Antwort finden: Wer oder was ermöglicht oder fördert die Wiederkehr des Volksgeistes, und wie kann man diesen durchaus unerwünschten Vorgang verhindern?

Nach diesem Einwand, der die subjektive Enttäuschung des Rezensenten widerspiegeln mag, nun doch einiges, was das Sammelwerk bietet: Im zweiten Kapitel versucht der Autor Christoph Antweiler den «Ethnozentrismus im interkulturellen Umgang» zu beschreiben und genau zu definieren, wie die Zentrismen (Euro-, Ethnozentrismus, Rassismus usw.) festzustellen und zu benennen sind. Ein imposantes Literaturverzeichnis von acht Seiten lässt die Anstrengung erraten, die nötig war, um festzustellen: «... bei Ethnozentrismus [handelt es sich] um eine durchgreifende und dauerhafte Gesamteinstellung, also um eine Haltung, nicht um eine einzelne Einstellung oder Meinung. Diese Haltung ist im Weltbild der Gruppe, der man angehört, eingebunden und durchgreift alle Bereiche. Ethnozentrismus verbindet gesellschaftliche Symbolsysteme mit starken individuellen Gefühlen.» Trotz der erkannten Struktur ethnozentristischer Haltungen als einer «symbol system – cum sentiment structure» fallen alle Gefühlsmomente aus der Betrachtung weg. Zu Ende des Kapitels werden in einer grossen Zusammenfassung die Ziele der Ethnozentrismusforschung aufgelistet und die wissenschaftlichen Quellen angeführt, die zu einer vernünftigen Aufklärung verwendet werden können oder müssen. So könnte kulturelle Voreingenommenheit (Ethnozentrismus) durch vergleichende Ethnologie, Ethnozentrismusforschung, gemässigten Kulturrelativismus, Kulturschock als produktive Verunsicherung unter anderem aufgeklärt werden. Oder man müsste «tatsächliche physische Unterschiede von fiktiven trennen». Wie denn? Mittels «moderner vergleichender Humanbiologie».

Wer dieses Kapitel aufmerksam gelesen hat, wird hoffentlich nie mehr Eurozentrismus schreiben, wenn er Ethnozentrismus meint. Was wissenschaftliche Aufklärung gegenüber gefühlstragenden Haltungen bewirken sollte, steht auf einem anderen Blatt. Soll man einem weissen Mann, der sagt «die Neger ekeln mich, sie stinken», empfehlen, Humanbiologie zu studieren?

Im dritten Kapitel gibt Erwin Orival einen «interdisziplinären Überblick» über die «Anthropologie des Krieges». Zuerst wird die «Begrifflichkeit» dargelegt. Materialistische Erklärungen und idealistische werden aufgelistet. Menschliche Anpassung wird als «umfassendes Charakteristikum der menschlichen Existenz» erkannt. Diese auf einer hohen Abstraktionsebene liegende Theorie wird durch die Diskussion weniger allgemeiner Erklärungen angereichert: «Bevölkerungs- und Ressourcendruck führt zu Krieg, und es ist die adaptive Funktion des Krieges, die aus dem Gleichgewicht geratene Mensch–Umwelt-Relation wieder herzustellen.» Allerdings hätten «kooperative Überzeugungen und entsprechend ausgelegte Wirtschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen sowie deren politische Integration » für interne kriegerische

Auseinandersetzungen «weitaus grössere Erklärungskraft als die fraglichen Grössen Bevölkerungsdruck und Nahrungsknappheit».

Offenbar eignet sich die «Anthropologie» nicht dazu, Antworten auf Fragen zu geben, die sich aus der praktischen Erfahrung mit den Kriegen unserer Zeit aufdrängen. Hat Clausewitz Recht, der gesagt haben soll: «Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln»? Oder wie muss man sein Diktum relativieren, oder – um den Blick aus der Zeit Bismarcks in unser Jahrhundert zu wenden: Warum haben die Weltmächte, USA und Sowjetunion, beide im Besitz nuklearer Vernichtungspotenziale, einander nicht zu vernichten getrachtet und haben sich ohne eine Korrektur ihrer antagonistischen politischen Ideologien zur Abrüstung – oder, vorsichtiger ausgedrückt, zu einer zögerlichen, aber deutlichen Reduktion ihrer Vernichtungspotenziale bekannt?

GRENZEN DER SYSTEMTHEORIE

Im vierten Kapitel betrachtet Alois Hahn «Partizipative Identitäten» «systemtheoretisch», das heisst, er untersucht die «Fremdheit» gegenüber der «Zugehörigkeit». Wiederum lesen wir mehr über scharfsinnige Unterscheidungen, als dass wir Einsicht in dynamische oder diachrone Entwicklungen der Gesellschaft gewinnen würden. Identität und Fremdheit haben eben nicht den Charakter eines Systems. «Fremdheit ist keine Eigenschaft, auch kein objektives Verhältnis zweier Personen oder Gruppen, sondern die Definition einer Beziehung (...).» «Fremdheit, als sozial folgenreiche Identitätsbestimmung ist (...) ein 'Etikett', ein 'label'.» Wird wegen des «systemtheoretischen» Ansatzes weggelassen, was nicht objektiv bestimmbar ist, kann das Ergebnis der Analyse nicht aufschlussreich sein. Denn «für einen äusseren Beobachter» sind es nicht die Unterschiede, «die jemanden zum Fremden machen», sondern es ist «die institutionalisierte Fremdheit, (...) die zur Wahrnehmung und Dramatisierung von Unterschieden» führt.

Bei Fremdheit – das ist mit «partizipativen Identitäten» gemeint – handelt es sich eben «nicht um Differenzen über einzelne Thesen politischer, moralischer, religiöser oder ästhetischer Art (...)». «Unser Weltverständnis bleibt gerade deswegen prekär und gefährdet, weil es im Wesentlichen Folge nur bedingt aufklärbarer, zum grössten Teil unbewusster oder nur halb bewusster Prägungen ist (...)» Dem Autor ist klar, dass er etwas systemtheoretisch zu analysieren trachtet, was einer solchen Analyse nicht zugänglich ist.

Unbewusste Ich-Einstellungen sind keine konstanten «Prägungen», sondern Ergebnis von Konflikten, die sich im Prinzip ständig verändern und mit einer auf das Bewusste beschränkten Psychologie nicht aufgeklärt werden können.

Auch «aus der Sicht der Sozialpsychologie» kommt die Autorin Gertrud Nunnen-Winkler nicht viel weiter als Meyers Konversationslexikon, das sie zitiert: «Ethnozentrismus (...) ist die Neigung, die eigene Gruppe zum Massstab der Bewertungen zu nehmen und andere Gruppen abzuwerten.» Die «Salienz von Gruppenzugehörigkeiten» entsteht nach Untersuchungen der Autorin an Kindern «nicht auf Grund eines internalisierten Überich-Diktats » oder aus «Angst vor Strafe». «Die Gruppennorm zu befolgen», ist ein lebenslängliches Motiv, mit der Eigengruppe solidarisch, eben «gut zu sein».

WUNSCHBILD WELTBÜRGER

«Erklärungsmuster fremdenfeindlicher Gewalt » von Helmut Willems unter anderem basieren auf empirischen Daten wie repräsentativen Umfragen, Polizei- und Gerichtsakten. Viele gängige Erklärungsmuster kann und muss man revidieren oder ganz aufgeben. Zum Beispiel kommen Rechtsextreme in Deutschland häufig aus intakten kleinbürgerlichen Familien, haben häufig Schulabschlüsse und einen festen Arbeitsplatz. Lediglich «Schläger» kommen tatsächlich oft aus «Problemfamilien » und sind häufig arbeitslos.

Mit der Beobachtung und individuellen Befragung zweier einander feindlich gesinnter Gruppen in zwei benachbarten Kleinstädten – «Rechte Skins und türkische Jugendliche » – können Christa Reis und Thomas A. Wetzstein zeigen, wie viel die Türken und ihre Feinde, die militanten Skins, gemeinsam haben. Beide Gruppen fühlen sich auf Grund ihres Minoritätsstatus verfolgt und ausgeschlossen und «von der Polizei diskriminiert». «Die Feindschaft zwischen den (beiden) Gruppen legitimiert sich über Schutz- und Rachebedürfnisse zirkulär.»

Der Überblick über Theorien von «Ethnizität, ethnischen Konflikten und politischer Ordnung» von Julia Eckert nennt «Ethnizität (...) eine mögliche Organisationsform, die dann dominant wird, wenn andere soziale Organisationsformen nicht existent sind oder weniger Erfolg versprechen».

«Die Chancen ethnischer Mobilisierung beruhen (...) nicht auf primordialen Bindungen an Kultur und Volk, sondern auf den Erträgen, die sich ‘Akteure und Gefolgsleute’ von der (...)

Veränderung in den Machtrelationen erwarten.» Trotz vieler einleuchtender Hinweise fällt es schwer, von diesen Überlegungen abzuleiten, wie eine Zivilgesellschaft beschaffen sein müsste, die ethnische Konflikte genügend entschärft. «Der Druck einer friedenswilligen Bevölkerung ist zwar (...) notwendig, doch für die Beendigung der Auseinandersetzungen nicht hinreichend.»

Die Diskussion der Chancen und Grenzen «friedlicher Konfliktregulierung» von Roland Eckert sind ein Beispiel dafür, dass das komplexe Gebiet sinnvoll gegliedert und analysiert werden kann.

Doch bleibt die Diskussion so abstrakt, dass man praktische Beispiele kennen lernen möchte.

Diesem Bedürfnis scheint der darauf folgende Beitrag von Simone Kripal abzuhelfen. Sie untersucht die «Modelle und Massnahmen zur Eingliederung von ethnischen Minderheiten in der

Europäischen Union». Liegt es an der tatsächlichen Unzugänglichkeit des Gegenstandes oder nur an der Begrenzung der Mittel zur Analyse, dass sie zum Schluss kommt: «(...) weder eine individualrechtlich ausgerichtete noch eine gruppenrechtliche Minderheitenpolitik» garantiere «eine faktische Gleichstellung von Minderheitengruppen und deren Integration in die Aufnahmegesellschaft ». Am ehesten Erfolg versprechend scheint «eine Kombination beider Modelle» zu sein.

Die «Skizze eines Präventivprogramms» gegen Fremdenfeindlichkeit von Roland Eckert und Helmut Willems mahnt, «die Schrecken der letzten Jahre als Warnung [zu] begreifen ». Die Autoren fassen ihre Ideen in einem Wunschbild zusammen: die «Schlüsselqualifikation des Weltbürgers» dürfte «Empathie » sein: die Fähigkeit, die Welt auch aus der Perspektive anderer oder Fremder zu betrachten.

Dann folgt das Eingeständnis, dass der Beitrag, den die Sozial- und Kulturwissenschaften leisten könnten, «begrenzt» sei; es sei der «eines Dolmetschers: verständlich zu machen, wie und warum andere so anders denken, fühlen und handeln – so wie vor mehr als zweitausend Jahren Herodot den Griechen die Relativität der eigenen Kultur exemplifizierte (...)».

Der Rezensent mag sich dieser überbescheidenen Selbstkritik der SozialwissenschaftlerInnen nicht anschliessen. Ihre Ansätze und Methoden sind ungleich reicher, besser durchdacht und in ihren Ergebnissen ergiebiger und besser gesichert, als es vor zweitausend Jahren der Fall war. Als zur Zeit der Aufklärung das damals republikanisch – später demokratisch – genannte Ideal eines «vernünftigen» Menschenrechts anerkannt wurde, gegen das Volks- und andere Geister bedrohlich anrennen, waren die Sozialwissenschaften eben erst geboren. Woran mag es liegen, dass wir so wenig praktische Anleitung oder auch nur vernünftige Anwendungen aus all den klugen und sorgfältigen Untersuchungen gewinnen können?

Im Schutz akademischer Selbsteingrenzung ist viel Wissenswertes entstanden. Wenn die Geisteswissenschaften den ruhigen Hafen der Hochschulen und Akademien verlassen, die Machtspiele der Politik durchschauen und blossstellen, werden sie zwar die Menschen nicht zu «empathischen Weltbürgern» machen können. Wirksamer als die beflissenen Pädagogen und Moralisten könnten sie aufdecken, wer die unheimlichen Geister ins Leben ruft und mit welcher Absicht. Sie könnten eine weltweite Geisterdämmerung des bösen «Volksgeistes» einleiten.